Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 18 (1989)

Artikel: Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1890-1940
Autor: Bandle, Oskar / Düwel, Klaus / Beck, Heinrich
Kapitel: Wilhelm Ranisch
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858350

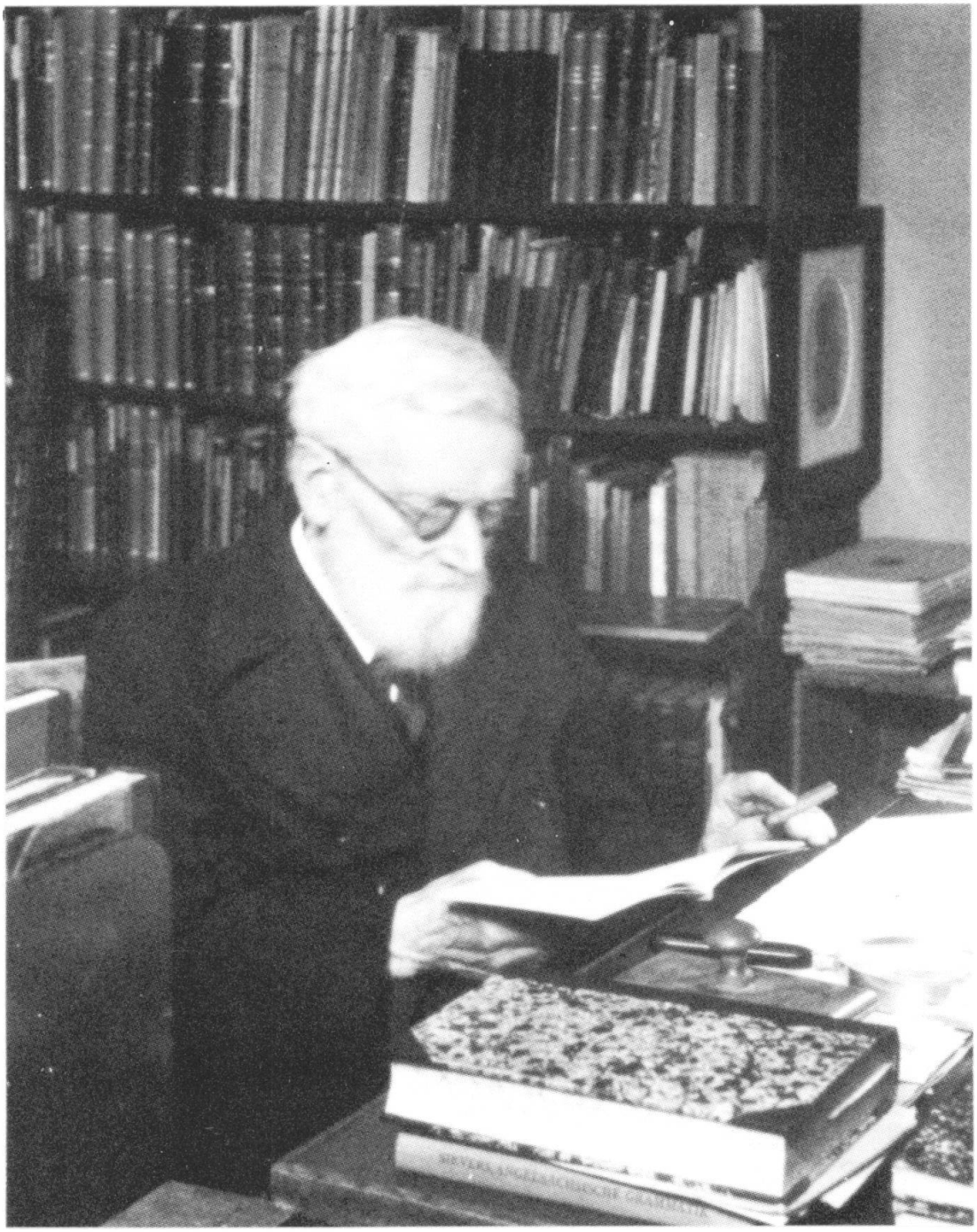
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wilhelm Ranisch um 1940. Foto in Privatbesitz.

KLAUS DÜWEL

Wilhelm Ranisch

Für eine biographische Skizze über Wilhelm Ranisch gibt es nur wenig Quellen[1]. Seine Briefe an Andreas Heusler sind nicht erhalten; Heusler hat sie, einer gemeinsamen Verabredung folgend, verbrannt (s. Brief vom 8. Nov. 1925, vgl. aber 26. Febr. 1933). So läßt sich Ranischs Bild im wesentlichen nur aus den Heusler-Briefen rekonstruieren. Persönliche Erinnerungen verdanke ich Ranischs Tochter, Frau Helga Pistorius, Göttingen[2].

Herkunft, Schule, Universität

Wilhelm Ranisch wurde am 16. Nov. 1865 in Memel geboren. Seine Eltern waren Wilhelm Ranisch und Berta Ranisch geb. Döring. Ranisch entstammte einer Handelskapitäns-Familie, die infolge der Umstellung vom Segelschiff- zum Motorschiffbetrieb verarmt war. Ganz im Gegensatz zu Heuslers großbürgerlicher Herkunft bedrückten Ranisch lange Zeit finanzielle Sorgen, die Heusler gelegentlich linderte (vgl. Briefe vom 23. Febr. 1890, 31. Juli 1890, 28. Sept. 1890, 19. März 1891, 22. Juni 1891, 8. Febr. 1898).

In Memel besuchte Ranisch die Schulen. Im Herbst 1883 verließ er mit dem «testimonio maturitatis» das Gymnasium. «Ibi ab [...] viris doctissimis summo scientiae germanicae amore inflammatus sum», wie er in der Vita zur Dissertation formuliert.

Anschließend begann er an der Universität Königsberg das Studium der philologia germanica. Seine akademischen Lehrer waren dort vor allem Hermann Baumgart, Adalbert Bezzenberger, Oscar Erdmann und Oscar Schade. Zum Wintersemester 1885/86 wechselte Ranisch an die Universität Berlin. Heusler war dorthin zuerst im April 1886 gekommen, verließ dann aber Berlin, um in Freiburg/Br. im Sommersemester 1887 die Doktorprüfung zu machen. Erst im Herbst 1888 kehrte er dauerhaft nach Berlin zurück. In Heuslers Erinnerung gibt es zwei Daten für das erste Zusammentreffen: auf das Frühjahr 1886 weist der Brief vom 8. Nov. 1925 («Únser eigentliches Jubelfest, nämlich das 40ste Jahr unsrer Freundschaft, können wir erst im nächsten Frühling feiern»); in den Herbst 1888 – als beide bereits promoviert waren – setzt Heusler die erste Begegnung im Brief vom 14. Dez. 1937:

[1] Eine biographische Notiz findet sich in: *350 Jahre Ratsgymnasium zu Osnabrück*. Hrsg. vom Ratsgymnasium zu Osnabrück 1950, S. 86. Vgl. meine Übersicht: Wilhelm Ranisch, in: *Island. Deutsch-Isländisches Jahrbuch* 5 (1966/67), S. 76–81.

[2] Dem Ehepaar Pistorius danke ich für die Überlassung der Briefe im Jahre 1969. Zwei Briefe Heuslers hat Frau Pistorius zurückbehalten. Ihrer Erinnerung nach wußte ihr Vater, daß Heusler die Ranisch-Briefe verbrannt hatte. Wegen der vielen privaten Mitteilungen in den Heusler-Briefen wollte Ranisch diese aufheben und später verwahrt wissen.

> Sommer 1888 war ich in London, und kurz danach kam ich nach Berlin zurück: dort haben wir uns ja bald getroffen. Deutlich lebt mir die Erinnerung, dasz wir uns im Kolleg von Erich Schmidt trafen und ich dir meine gedruckte Dissertation überreichte. Deinen Namen hatt ich ‹Rahnisch› geschrieben, und du protestiertest gegen diesen Überschusz an Mitlautern. Beträchtlich später musz es gewesen sein, dasz ich dich auf deiner Bude irgendwo im SW besuchte (Möckernstrasze?): du saszt eben über einer Korrektur der Völsunga saga, und ich sprach dir meinen Neid aus, dasz du an dieser angenehmen Beschäftigung warst.

Die 80er Jahre der Berliner Germanistik haben Karl Müllenhoff (gest. 1884) und Wilhelm Scherer (gest. 1886) geprägt. Erst im Jahre 1887 wurde das germanische Seminar gegründet[3], an dem Erich Schmidt, Edward Schröder und Julius Hoffory wirkten. Besonders Hoffory hatte Ranisch und Heusler angezogen (vgl. die Nachrufe beider, Nachweise in den Schriftenverzeichnissen). Ihre späteren Arbeiten zu den Eddaliedern und metrischen Fragen haben hier ihre Wurzel. Bei Hoffory hörten sie «Einleitung in die Edda» (6. Juni 1897) und nahmen noch im Wintersemester 1889/90 an seiner Skaldenübung teil[4]. Auf Hoffory[5] geht die Anregung zu Ranischs Dissertation *Zur Kritik und Metrik der Hamþismál* zurück, die er am 13. Okt. 1888 öffentlich verteidigte. Eugen Mogk schreibt Ranisch das Verdienst zu, «das Elisionsgesetz gefunden und die Existenz des Fünfsilblers in der Fornyrðislag-Strophe von neuem erhärtet zu haben»[6].

Zu den geselligen Unternehmungen dieser Zeit gehört die «Germanistenkneipe», die seit 1873 als feste Einrichtung bestand (vgl. Brief v. 22. Mai 1898). Hofforys «Begabung, scherzhafte Vorträge individuellsten Stils zu improvisieren, machten ihn zu einem Mittelpunkt des Berliner Germanistenkreises»[7].

Bei einer Aufführung der *Lokasenna* auf der Germanistenkneipe hatte Ranisch einmal den Heimdall dargestellt (vgl. Brief v. 8. Juli 1899). Nach eigener Aussage betrachtete sich Ranisch als «dauerhaften Zecher» (16. Sept. 1900).

Freundschaft mit Heusler – gemeinsame Arbeit

Der erste Brief Heuslers datiert vom 23. Febr. 1890 und antwortet auf ein Schreiben Ranischs aus Königsberg, wohin dieser kurz zuvor abgereist war,

[3] Vgl. *Das germanische Seminar der Universität Berlin. Festschrift zu seinem 50jährigen Bestehen* mit Beiträgen v. Alfred Bergeler, Andreas Heusler ..., Edward Schröder, Franz Schultz, Berlin und Leipzig 1937.

[4] Heusler (wie Anm. 3), S. 8.

[5] In der Vita zur Dissertation endet die allgemeine Danksagung mit den Worten: «imprimis autem Julii Hoffory magistri mei dilectissimi benignitate atque liberalitate obstrictus sum».

[6] Eugen Mogk in seiner Rezension in der *Deutschen Litteratur Zeitung* 10 (1889), Sp. 1017.

[7] Heusler, *Kleine Schriften* I, Berlin ²1969, S. 618.

um seinen Vorbereitungsdienst für den Eintritt in den Schuldienst abzuleisten. Heusler wünscht ihm, er möge «in der neuen Stellung Befriedigung und Lebenslust finden, wie Sies bei Ihrem Fleisz und Ihrer Gewissenhaftigkeit mehr als andre verdient haben» (31. Mai 1890). Ranisch beschäftigte sich in dieser Zeit vor allem mit Altertumskunde, der *Vǫlsunga saga*[8] und Französisch (28. Sept. 1890). Beide scheint Schwermut und Mutlosigkeit bedrückt zu haben (25. Juni 1890). Wie sehr Heusler Ranisch in wissenschaftlichen Fragen für überlegen und anregend hielt, wird schon 1890 deutlich. Er liest Edda-Übungen (2stg.) vor einem Hörer und schreibt (31. Okt. 1890): «Ich wollte, Sie wären hier, und ich könnte mir bisweilen guten Rat bei Ihnen holen über dies und jenes in der Edda.»

Im Sommer 1891 bestand Ranisch die Staatsprüfung und verlobte sich (19. Aug. 1891). Am Kgl. Wilhelmsgymnasium in Königsberg absolvierte er das Seminarjahr. Heusler schreibt (17. Juli 1892): «Es muß schwer für Sie sein, Ihre Arbeitslust so zurückgedrängt zu sehen und mit anstrengender unwillkommener Tätigkeit nicht einmal eine annehmbare Stellung zu erringen.» Von Ostern 1893 bis Ostern 1894 machte Ranisch das Probejahr an der I. Realschule in Berlin und arbeitete dort bis Ostern 1896 als Wissenschaftlicher Hilfslehrer. Aus dieser Berliner Zeit Ranischs gibt es keine Briefe außer denen, die Heusler von seiner Islandreise 1895 schreibt. Sie zeigen erstmals das vertraute «Du» (26. Mai 1895).

Im Jahre 1896 kam Ranisch als Oberlehrer für Deutsch und Neuere Sprachen an das 1595 gegründete Ratsgymnasium in Osnabrück, das bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1930 seine Wirkungsstätte blieb. In den Sommer 1896 fällt die erste Reise nach Kopenhagen, die Ranisch mit Axel Olrik zusammenführte. Olriks Arbeiten (Saxo und Heldensage) bestimmen noch Ranischs späte Studien. Vorerst jedoch beherrscht Ranischs wissenschaftliche Arbeit die Ausgabe der *Gautreks saga*.

Daneben werden andere Pläne ventiliert[9]. Von einer kommentierten Saxo-Übersetzung rät Heusler (6. Juni 1897) ab: «Ob gerade bei *Dir*, der mehr zu den gedankenreichen als den stoffgewaltigen Gelehrten gehört und der außerdem andre Arbeiten in Sehweite hat, ein derartig compendiöses Unternehmen das gegebene ist, scheint mir zweifelhaft». Im Herbst 1898 – Ranisch reiste nach Berlin und Kopenhagen – taucht erstmals der Plan zu einer gemeinsamen Arbeit, den *Eddica minora*[10], auf. Heusler nimmt an (4. Juni 1899), «daß

[8] Die *Vǫlsunga saga* nach Bugges Text herausgegeben, erschien 1891. In der Einleitung umriß Ranisch die Sagengeschichte der «nordische[n] Nibelungendichtung bis auf die Vǫlsungasaga». Zu rühmen war und ist das Glossar, das nicht nur dem Anfänger gute Dienste leistet.

[9] Nicht nachweisen konnte ich eine (unbestimmbare) Übersetzung aus dem Dänischen. Heusler, der das Buch nie ausliegen sah, fragt (29. April 1890): «Haben Sie seither die Exemplare bekommen?» Der längere Zeit diskutierte Plan einer altdeutschen Literaturgeschichte, die als Göschenbändchen herauskommen sollte, wurde nicht ausgeführt. Vgl. Brief Nr. 56 mit Anm. 4.

[10] Der Titel lautete anfangs *Fragmenta eddica* (30. Okt. 1898).

aus deiner Feder ein gründlicher Bericht von dem Herkommen der fornaldarsögur zu gewärtigen sei». Wenig später ist von dem Vorhaben «norwegische Heldensage» die Rede (17. Febr. 1901). Weitere Überlegungen schließen sich an: ein Buch über die Nibelunge (21. Febr. 1909). Aus all diesen Plänen ist – die Vorarbeiten befinden sich im Nachlaß – nichts geworden. Heusler hat den Grund in der Arbeitsweise Ranischs erkannt: « ‹Präpariere› nur nicht zu viel Eddalieder, mein Alter! sonst fällst du in deine Erbsünde, richtest den Sockel so prächtig her, dass man das Standbild drauf nicht erlebt!» (7. Okt. 1917).

Die Freunde haben sich einzelne ihrer Werke gewidmet und sich in Vorworten gedankt, Ranisch in der *Gautreks saga* «Andreas Heusler zu eigen». Und mit dem Dank am Schluß: «Wieviel die kleine Arbeit der Freundschaft Andreas Heuslers verdankt, vermag die Widmung nur schwach anzudeuten. Ohne ihn wäre sie weder unternommen noch beendigt worden» (S. CXII). Heusler reagiert auf diese Worte am 3. Sept. 1900:

> Ich habe dir für die Widmung des Buches schon mündlich gedankt; für diesen schönen Ausdruck deiner Gesinnung wiederhole ich den Dank, wahrhaftig nicht nur der Vollständigkeit halber. Bei einem Mann von deiner Gemütsprüderie – die übrigens bei mir auf verwandte Saiten trifft – nimmt sich solch ein gedrucktes Wort besonders wohltuend aus. Daß ich meine Hilfe bei deiner Arbeit zu jener Art von Förderungen rechne, die das Leben wohlfeil ausbietet, weißt du. Aber wenn ich auf den Gautrek zurückschaue, so wird er mir zum Träger von vielfachem intensivem Austausch zwischen uns; die letzten Jahre, mit unserm häufigen schönen Zusammensein, standen recht eigentlich im Zeichen Gautreks. Diesen Erinnerungen hast du durch deine Widmung ein gutes Siegel aufgedrückt.

Heusler äußerte sich dankend eher brieflich (19. Febr. 1920, vgl. 1. Juli 1923) und erst spät in der Widmung zu *Die altgermanische Dichtung* (1923): «Dem treuen Freunde und Helfer Wilhelm Ranisch dankbar zugeeignet». Direkt und an herausragender Stelle geschieht es in «Mein Lebenslauf» (geschrieben 1923, veröffentlicht 1940):

> Meinem Freunde Wilhelm Ranisch danke ich es, daß er in den spröden und verzagten Jahren das Flämmchen meines Forschereifers anblies und den Glauben an mich bewahrte. Die Arbeit, zu der er mich jetzt, im Herbst 1901, ermutigte, gab mir endlich wieder das Selbstvertrauen, das ein so mühseliger Arbeiter nicht dauernd entbehren kann[11].

Familiäre Verhältnisse

Im Hintergrund dieser bedeutsamen Worte steht Heuslers Trennung von seiner Frau im Sommer 1901 (vgl. Brief vom 15. Sept. 1901 und *Kleine Schriften* II, S. 7f.). Ranisch erwiderte darauf in einem Brief, der «Alles enthielt, was ich in ernster Lebenslage von einem verstehenden Freunde erwünschen konnte» (22. Sept. 1901). Und deutlicher noch der Brief vom 12. Apr. 1902:

[11] Mein Lebenslauf (1940), S. 10; *Kleine Schriften* II, Berlin 1969, S. 8. Am 13. Nov. 1935 teilte er Ranisch diese Worte aus dem Lebenslauf mit: « – zu meinen Lebzeiten kriegst du ihn ja nicht zu Gesicht».

> Laß dir noch danken, daß du die 10 Tage bei mir warst! Du kannst, da du meinen inneren Zustand vorher nicht beobachten konntest, auch nicht ermessen, wie heilsam mir deine Gegenwart war. Du hast mich nicht wenig belebt und ermutigt und meinen Eifer angefacht, noch einige Zeit auf dieser Erde die Hände zu rühren. Ich danke dir und bitte dich, mir diese deine unschätzbare Freundschaft zu bewahren!

In dieser Zeit schwerer seelischer Belastung und Vereinsamung waren es die Besuche Ranischs und sein Drängen auf die Verwirklichung des Planes zu den *Eddica minora*, die Heusler nicht verzweifeln ließen. Nicht zuletzt aus dieser Situation ist es auch zu verstehen, wenn Heusler im Rückblick (21. Dez. 1938) festhält: «all die Jahre, wo du noch richtig mit den nordischen Studien zusammenhingst, sagen wir bis zur Jahrhundertwende, warst du mir stets ein paar Pferdelängen voraus; ich empfing die Anregungen von dir, nicht umgekehrt».

Auch in Ranischs Leben kam infolge der häufigen Besuche eine Veränderung: er lernte Olga von Ruszczyc kennen. Erstmals wird sie im Brief vom 29. Juli 1896 (vgl. 8. Juli 1899) genannt. Auf Ranischs Bitte schickt Heusler die Adresse: «Fräulein von Helga schreibt sich Ruszczyc (sz = š, cz = tš, c = ts) und wohnt Lützowstraße 84B III» (29. Okt. 1900). Im Oktober 1902 findet die Hochzeit statt. Olga von Ruszczyc, 1864 auf der Flucht vor den Russen in Liebau geboren, stammt von dem Gut Bohdanow im Gouvernement Wilna gelegen. Sie erhielt Gesangsunterricht in Riga bei Monika Hunnius, einer Verwandten von Raimund zur Mühlen, der zum Kreis Joachim-Brahms gehörte. Durch zur Mühlen kam Olga in den 90er Jahren nach Berlin und nahm bei Heuslers Frau Gustel Gesangsstunden. Heusler war mit Herman Grimm gut bekannt, durch dessen Schwester, Auguste Grimm, Olga in die Gesellschaft eingeführt wurde. Fast in jedem der auf die Hochzeit folgenden Briefe grüßt Heusler Olga in liebenswürdiger Weise, einer ist sogar direkt an sie gerichtet:

> Liebe Polin, zu dem heutigen weltgeschichtlichen Tage muss man dir gratulieren. Polen wieder ein selbständiges Königreich. Was sagst du dazu? Schlägt dein Herz höher, oder glaubst du, dass es eine zweifelhafte Sache ist? ... Gern möchte man jetzt den Ferdjuk ein politisches Vorträglein halten hören (5. Nov. 1916).

Ausführlich spricht Heusler am 21. Juni 1936:

> Um nur das éine anzutupfen: Olga ist eben ein *echter* Mensch, der es nicht nötig hat, Rollen zu spielen. Worauf es am meisten ankommt auf dieser Erde ... Wenn ich mich so erinnre –: da sprach sie einmal, auf der Rückreise aus Polen, im Herbst 1910 bei mir vor. Ein paar Stunden hatte sie für mich. Sie sah sich meine Wohnung an. Im Musikzimmer war sie einverstanden, dasz wir den Flügel aufklappten: sie setzte sich daran und begleitete mir einen Bach ... Als verstände sich das von selbst. Ohne Klebrigkeit. Ich formte ihr damals meinen Ziegelgelben Nr. 677 zu Ehren[12].

[12] Der Ziegelgelbe (Heuslers «Einfälle und Bekenntnisse» von 1935) Nr. 677 lautet: «Eine edle Rassennatur: im Freundschaftlichen ein bißchen weltmännisch, in der Herzlichkeit ein Untergrund von Verstand und Kühle; die kleinen Mittel der Lebenswürzung beherrschend, als verständen sie sich von selbst.» Aus dem Brief vom 8. Juni 1902 hat Ranisch eine Olga betreffende Stelle herausgeschnitten.

Olga war nicht nur Sängerin sondern auch eine gute Pianistin und hat Heusler bei den häufigen gegenseitigen Besuchen gelegentlich begleitet. Die Musik stellt das verbindende Glied zwischen Heusler und Olga Ranisch dar. Mancher Brief enthält eigens für Olga bestimmte musikalische Ausführungen (vgl. z. B. 13. Nov. 1932, 23. Okt. 1937)[13].

Weihnachten 1903 wurde die Tochter Helga geboren, 1904 der Sohn Edward. Die Namenwahl ist nicht zufällig, Helga liegt dem slavischen Olga[14] zugrunde, und Edward wurde im Blick auf den Großvater Ruszczyc gewählt. «Schön Helga», wie es in Briefen auch heißt (vgl. 7. Juni 1931, 23. Juli u. 21. Sept. 1937), wuchs problemlos heran, studierte ab 1921 in Berlin Kunsterziehung und heiratete 1925 Hans Pistorius (1902 – 1972), nachmalig Professor für Kunsterziehung an der ehemaligen Pädagogischen Hochschule in Göttingen. Ihre Tochter Aline (zum Namen vgl. Brief vom 23. Juli 1937) wurde 1927 geboren. Aline war während des Krieges wegen der Luftangriffe auf Magdeburg längere Zeit bei den Großeltern in Göttingen[15].

Ranischs Sohn Edward dagegen, ein guter Geiger, erwies sich als schwierig. Von gewinnendem Äußeren und entsprechend beliebt, fand er doch keine Einstellung zu beruflicher Arbeit und Existenz. Oft muß, wie aus Heuslers Antworten hervorgeht, Ranisch sich über die damit verbundenen Probleme (z. B. seiner Zuwendung zum Polentum, z. B. 18. Mai 1939) ausgesprochen haben[16]. Auf der Gegenseite hatte auch Heusler, wenngleich ohne eigene Familie, sein schwarzes Schaf im Neffen Heino.

Zugleich mit Olga wird ihr Bruder Ferdinand (auch Ferdynand und in der Koseform Ferdžuk bzw. in Heuslers Schreibung auch Ferdjuk) von Ruszczyc (1870 – 1936) genannt (29. Juli 1896). Er war Künstler und gehörte um die Jahrhundertwende zu den bekannteren Vertretern des Jugendstils vor allem wegen seiner graphischen Arbeiten. Weiter hat er großformatige Ölgemälde geschaffen und Bühnenbilder entworfen. Als 1919 die Universität Wilna wiedereröffnet wurde, hat Ferdinand von Ruszczyc dort die Fakultät für bildende Künste aufgebaut[17]. Mit seinem Schwager Ferdinand hatte Ranisch ein annehmbares, gelegentlich gespanntes Verhältnis aufgrund divergierender nationaler und politischer Anschauungen (5. Okt. 1929)[18]. Der Zusammenhalt zwischen Olga und Ferdinand blieb lebenslang eng. Viele Sommer verbrachte

[13] Die musikalische Seite Heuslers tritt stärker hervor in den *Briefen an William Thalbitzer*, hrsg. v. Theodor Salfinger, Basel – Kopenhagen 1953.

[14] Heusler in einer teilweise islandisierten Grußformel: «Mit den besten Grüßen ykkr Helgu [an euch beide, Dich und Helga]» auf der Postkarte vom 30. Juni 1902.

[15] Weitere Kinder des Ehepaars Pistorius Signe (geb. 1925) und Helge (geb. 1926) werden in Heuslers Briefen nicht weiter erwähnt.

[16] Einer Verabredung mit dem Ehepaar Pistorius gemäß, wurden solche Passagen, die mehr ins Vertraulich-Menschliche und Familiale gehen, in der Edition ausgelassen.

[17] Über Ferdinand von Ruszczyc vgl. das von seiner Tochter Janina Ruszczycówna (Redaktor) hrsg. Buch: *Ferdynand Ruszczyc 1870 – 1936*. Pamiętnik wystawy. Warszawa 1966 (Muzeum Narodowe w Warzsawie).

[18] Ranisch war «ostpreußischer Patriot» (21. Sept. 1937), sein Schwager Ferdinand dagegen «polnischer Patriot» (23. Juni 1918).

die Familie Ranisch auf dem Gut Bohdanow. Die Sorgen um das Gut beginnen nach dem Tode Ferdinands (vgl. Brief vom 8. Nov. 1936, von Erbauseinandersetzungen ist am 18. Mai 1939 die Rede). Vorerst verwaltete Ferdinands Frau Regina (Gina) das Gut (vgl. Brief vom 2. März 1939: «eure Schwägerin»). Olgas Anteil an Bohdanow fiel, nachdem Helga verzichtet hatte, an Edward, der aber auch damit nicht Fuß fassen konnte.

Werke um 1900

In den 90er Jahren liegt ein Schwerpunkt der wissenschaftlichen Produktivität Ranischs. Mit der Edition *Die Gautrekssaga in zwei Fassungen* (1900) legte er neben der längeren, bereits bekannten Version eine aus späterer Zeit erhaltene erstmals vor, die er als die ältere erweisen konnte. Die von allen Rezensenten lobend erwähnte Einleitung zeigt ihn als Handschriftenkenner und gründlichen Sagenforscher. Mit seinen sagengeschichtlichen Untersuchungen hat er für lange Zeit die Auffassung der *Gautreks saga* bestimmt. Heusler äußerte sich dazu am 3. Sept. 1900:

> Ich las eben die Schlußteile der Einleitung noch einmal durch. Du kannst in der Tat mit Genugtuung auf dieses Stück Litteratur- und Sagengeschichte zurücksehn. Du hast hier wirklich Neues gegeben. Die nicht zu leugnende Breite entspringt einem pädagogischen Wohlwollen: du willst es dem Leser, der so viel weiß wie du *vor* Ausarbeitung des Vorworts, nicht schwer machen. An der Art, wie du die Landnáma o. gewisse andre Quellen citierst, merkt man, daß du während der Arbeit für Gautrek allerlei zugelernt hast. Dieses Verfahren entspricht aber dem mancher skandinavischer Gelehrter; und wenn wir Deutsche in der Regel so tun, als sprächen wir zu lauter Allwissenden, so ist das schwerlich eine gute, sicher eine ungefällige Eigenschaft.

Auf Heuslers Vermittlung (vgl. Brief vom 30. Okt. 1899) geht Ranischs Auftragsarbeit für den Martin Oldenbourg Verlag in Berlin zurück: *Walhall. Die Götterwelt der Germanen* (1900). Offenbar ist Ranisch der Versuch einer harmonisierenden zusammenhängenden Darstellung der germanischen Götterlehre nicht leichtgefallen. Heusler schreibt ihm (15. Mai 1900):

> Deinen Seufzer über unsre germanische Mythologie finde ich nur allzu berechtigt. Mir drängt sich auch immer wieder die Überzeugung auf, daß dieser Stoff in ausgiebiger und angemessener Weise nur von der Seite der litterarhistorischen Probleme behandelt werden kann. Eine ‹Götterlehre› , wobei das Litterarhistorische nur Vorarbeit, das Religiöse das Thema selbst wäre, ist bei uns Germanen nur ärmlich zu producieren. Wir haben halt doch keine wahrhaft heidnischen Quellen! Denn die nordischen Götterlieder sind nur das, was die christliche Kirche 200 Jahre lang durchsickern ließ, weil sie es völlig harmlos, au fond unheidnisch fand. Und in einer Götterlehre will man doch nicht die Vorzüge eines einzelnen Gedichtes analysieren sondern Glaubensinhalte schildern! Es ist ein nicht sowohl dürrer als dünner, verwässerter Stoff, unsre olle Mythologie! Indessen, da Kaiser und Volk einmal die Kost wünschen, so setzt man sie in dieser Form am besten vor: Der kecklich zudichtende Maler, der Stimmung macht, und der behutsame Scribent, der die Stimmung auf ihr vernünftiges Maß zurückführt. Ich erblicke dárin ein Verdienst deiner Arbeit und eine lockende Aufgabe für dich: dem schwülen Dunst, den Wagner und Genossen über die germanische Heidenwelt ausgebreitet haben, entgegenzutreten.

Anders lautet Heuslers Vorwort; danach sollte «das vorliegende Buch [...] in Bild und Wort das Alte, Echte geben». Mag auch die textliche und bildliche Darbietung kaum jemanden anziehen, so bleibt doch der kostbar ausgestattete Band ein wichtiges Dokument der Buchgestaltung im Jugendstil genau wie Heuslers *Urväterhort. Die Heldensagen der Germanen* (M. Oldenbourg, Berlin 1904).

Das in Heuslers Briefen (20. Okt. 1901, vgl. auch 1. Aug. 1902) als «Vorschule» bezeichnete Werk dürften die 1903 erschienenen *Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen* sein. Einer knappen Charakterisierung der Eddasammlung folgt ein Abriß der altnordischen Grammatik, einschließlich einer Einführung in die Metrik. Mit pädagogischem Geschick sind die wichtigsten Tatsachen an Hand reicher Beispiele zusammengestellt. Eine Auswahl von Eddagedichten nimmt den Hauptteil ein: *Hávamál, Þrymskviða, Grímnismál, Vǫluspá, Brot* und *Atlakviða*. Den Text begleitet eine wörtliche Übersetzung, die durch genaue grammatische Erläuterungen gesichert ist. Das Büchlein wurde bis 1920 dreimal neu gedruckt und diente lange Zeit als Einführung in die erste Eddalektüre. Abgelöst hat es erst Friedrich Rankes *Altnordisches Elementarbuch* (1937), das aber gerade auf die nützlichen Erklärungen verzichtete.

Nicht zuletzt auf dieses Bändchen dürfte sich Heuslers Bemerkung über Ranischs «große Begabung für didaktisch brauchbare Darstellungen» beziehen (15. März 1931).

Die *Eddica minora* wurden im persönlichen und intensiven brieflichen Verkehr[19] vor allem nach der Krise Heuslers im Sommer 1901 weitergeführt. Heusler und Ranisch wollten Stücke eddischer Gattung, die in den Edda-Ausgaben keinen Platz finden konnten, übersichtlich darbieten. Sie waren der Meinung, daß die vor allem aus den Fornaldarsǫgur gewählten Strophen Schöpfungen lebendig gebliebener eddischer Kunstübung seien. Jedes Denkmal wird eigens eingeleitet: «Diese einleitungen sind vortrefflich, manche ein kleines kabinetstück»[20]. Ranischs Anteil ist wohl mit folgenden Titeln zu bestimmen: *Bjarkamál, Víkarsbálkr,* Bruchstücke aus einem Starkaðliede, die Mehrzahl der Lausavísur und die Geizhalsstrophen aus der *Gautreks saga*. Ferner dürften Glossar und Namensverzeichnis seiner Sorgfalt zu danken sein. Der Wunsch der Herausgeber, «daß die Eddica minora [...] in Zukunft bei den Freunden altgermanischer Dichtung den Platz neben der Edda-Ausgabe einnehmen werden»[21], hat sich erfüllt.

Schule und Universität

Anfang 1904 erging an Ranisch ein Ruf als Direktor an die Oberrealschule (im Entstehen) nach Lehe, den er aber ablehnte (17. Jan. 1904). Den Titel eines

[19] Eine Reihe von Briefen vor allem aus den Jahren 1902/03, in denen Einzelheiten der Textdarbietung usw. behandelt werden, wurden in dieser Edition ausgespart.

[20] Rezension von Bernhard Kahle in *ZfdPh* 36 (1904), S. 524.

[21] *Eddica minora*, S. VI. Ein Nachdruck erschien 1974 in Darmstadt.

Professors bekam er 1909 verliehen, aber erst 1929 wurde er Oberstudienrat. Auf Ranischs Lehrtätigkeit in der Schule bezieht sich Heusler mehrfach:

> Schon seit lange [sic!] tritt mir aus deinen Briefen mit beredter Klarheit entgegen, daß deine pädagogische Arbeit dir dauernde und wachsende Befriedigung gewährt [...] Ich *freue* mich für dich, daß dir der ‹Rank› geglückt ist zu dem Lehrer, der seinen Idealismus in seinen Lehrberuf stecken kann. Dies hat sich ganz allmählich gemacht; aus deinen Briefen war das organische Wachstum zu verfolgen (19. Febr. 1920, vgl. 23. Juli 1916).

Ausführlicher geht Heusler 1922 auf diesen Punkt ein:

> Aus deinen bedachtsamen Worten über deinen gegenwärtigen Deutschunterricht höre ich doch einen warmen Unterton von Zufriedenheit heraus. So ein bisschen: ‹... hat man im Alter die Fülle› . Ich kann nicht beurteilen, ob du deinen Jungens ‹das Rechte› gibst; ich weiss auch nicht, wie weit deine wissenschaftliche Gründlichkeit deinen Vortrag hier und da zu schwer machen wird für diese Leute. So viel weiss ich, dass du dir das Ziel höher steckst als die andern Gymnasiallehrer, die ich kenne. Du hast den selben Idealismus für deine Aufgabe wie irgendein Hochschulenmann: du genügst dir nur dann, wenn du alles aus den Quellen erarbeitet hast. Also das, was man sonst nur vom Forscher etc., nicht vom Schullehrer verlangt. Aber, wie gesagt, durch die Hüllen deiner Bescheidenheit schimmert das Bewusstsein durch, dass du auf dem rechten Wege bist (1. Mai 1922).

Und schließlich:

> Du kannst ohne Bitterkeit auf deine Schulmeisterzeit zurückschauen. Das ist schön. Ich fand ja schon immer, dasz du in den Jahrzehnten ein gesegnet Masz Arbeit leistetest, aber du wolltest es im Drang der zuwideren Geschäfte nicht Wort haben (19. Jan. 1936).

Neben dem Schuldienst lehrte Ranisch an der Osnabrücker Volkshochschule (z. B. 1920: «Goethes Leben im Zusammenhang mit seinen Dichtungen bis zur italienischen Reise»; «Einführung in Goethes Faust». 1921: «Einführung in Schillers Leben und Werke»). Dabei stand die neuere deutsche und skandinavische Literatur im Vordergrund. Außerdem schrieb er eine Reihe von Theaterkritiken im *Osnabrücker Tageblatt*, wie denn überhaupt «entschieden ein Stück Journalist» in ihm war (14. Juli 1919). Heusler bemerkt (7. Okt. 1917), Ranisch betätige sich «ja wieder als vielseitiger Kulturträger in deiner löblichen Stadt, und déin ‹Organisieren› liesse man sich gefallen».

Das äußerlich scheinbar so ruhig verlaufende, von keinen spürbaren Veränderungen gekennzeichnete Leben Ranischs hatte doch dunkle Hintergründe, die ab und zu aufbrechen. Erst im Brief vom 8. Dez. 1935 spricht Heusler eine mehr als 40 Jahre zurückliegende Angelegenheit an: Ranischs Plan einer Habilitation.

> Wie wär es geworden, wenn dir der Plan der Habilitierung nicht durchkreuzt worden wäre? – Diese Frage hat mich schon oft heimgesucht. Wär ich nicht damals, viel zu früh, in die Ehe gerannt, ich hätte dirs vielleicht doch ermöglichen können ... Nur nicht fragen: ‹wie wärs dann geworden?› !

Da aus dieser Zeit keine Briefe vorliegen, läßt sich diese Andeutung nicht aufhellen. Ein weiterer Hinweis steckt in Heuslers Bemerkungen zu Ranischs «Berufsfrage»:

> Ein Nachteil bei solchen Zukunftserwägungen ist immer, daß man nur das nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Erwartende in Betracht ziehn darf; unregelmäßige Vorkommnisse, als da sind: großes Professorensterben, einschlagende Wirkung eines Buches, dringender Schutz durch einen Mächtigen – muß man, als nicht heroisch-verwegener Mensch, außer Rechnung lassen (20. Dez. 1903, vgl. 23. Nov. 1903).

Sollte Ranisch zu diesem Zeitpunkt wieder eine Universitätslaufbahn überlegt haben? Schließlich spielt diese Frage 1910 wieder eine Rolle. «Deine Pläne mit Wissenschaft und Schule sind in ein neues Stadium getreten. Und zwar scheint es sich um mehr als eine vorüberwandernde Stimmung zu handeln», schreibt Heusler am 17. Juni 1910. Und er fährt fort:

> Meine Überraschung fängt an bei deinem neuerlichen Vorsatz, an einer Universität zu dozieren. Wohlbemerkt, weil du nicht mehr auf eine künftige Professur zielst, die dich ganz der geliebten Wissenschaft schenken würde; du denkst nur an Privatdozenten und nachher evt. Honorarprofessor; also das Schuljoch bliebe bestehn, du würdest ihm nur das Dozieren zugesellen.

Dieser Hintergrund macht verständlich, daß Ranisch mit seinen Sigurdsliedern bzw. den Folkeviser, wie die Arbeitstitel in den Briefen lauten, offenbar ein «einschlagendes» Buch vorlegen wollte, das ihm den Eintritt in die Universitätslehre ermöglicht hätte. Erstmals taucht dieses Vorhaben versteckt am 20. Juli 1902 auf. Heusler hoffte (5. Dez. 1911), das Jahr 1912 werde «die Schrift über die Sigurdslieder bringen» (vgl. auch 7. März 1915, 19. Febr. 1920, 24. März 1929, 3. Mai 1931, 11. Okt. 1931, 19. Juni 1932, 7. Juli 1935). Seine Gründlichkeit – es liegt eine umfangreiche Materialsammlung dazu im Nachlaß vor – nimmt Heusler am 15. Okt. 1916 vor:

> Was deine Folkeviser betrifft, hab ich nach deinem letzten Brief stärker als früher den Eindruck: dein Ziel hat sich dir verschoben, und du solltest es wieder einrenken. Was willst du geben mit deiner Ausgabe? Ich dächte, eine Ausgabe. Nicht eine erschöpfende Behandlung aller mit diesen Balladen zusammenhängenden Fragen. Darauf aber läufst du mehr und mehr hinaus. Weisst du, wenn du so etwas schreibst wie ‹... gründliche Durcharbeitung der færöischen Lieder ...› , dann wird mir bange: das Wort ‹gründlich› in deinem Munde bedeutet etwas ungeheures; etwas, was der ganzen Zukunft vorgreifen will; was den Kommenden keine Brosame übrig lassen will. Sei nicht zu kategorisch-imperativisch! – Im Ernst: du sollst und musst eine Ausgabe machen. Also die Texte so vorlegen, dass du und andre dann drauf bauen können. Was du drüber hinaus bringst, nehmen wir mit Dank an, aber nötig gehört das zu deiner Aufgabe nicht. Hättest du dieses natürliche Ziel immer im Auge behalten, du wärst lange fertig.

Aber Ranischs Dilemma lag auf der einen Seite in der zeitlichen Belastung durch die tägliche Schularbeit und den dadurch entschieden eingeschränkten Möglichkeiten, wissenschaftlich zu arbeiten, und anderseits in dem Vorsatz, eine weit ausgreifende und erschöpfende Studie zu geben und damit das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Es ist zu vermuten, daß letzten Endes die Enttäuschung über das durchkreuzte Habilitationsvorhaben den eigenen Anspruchs-

druck so hoch getrieben hat, daß die Arbeit zwangsläufig nicht abzuschließen war[22].

Auch scheint Ranisch das drängende Problem immer wieder mit Hilfe anderer, besser zu verwirklichender Arbeiten beiseite geschoben zu haben.

Ranisch als Übersetzer

Als Übersetzer hat Ranisch drei Werke Axel Olriks in Deutschland bekannt gemacht und damit viel für die Verbreitung seiner Gedanken geleistet.

1. *Nordisk Aandsliv i Vikingetid og tidlig Middelalder* (1907). Die Übersetzung erschien ein Jahr später unter dem Titel *Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit* (unveränderte zweite Auflage 1925). Für die deutsche Ausgabe erweiterte Olrik, wohl auf Wunsch des Übersetzers, das letzte Kapitel und gab drei altdänische Heldenlieder aus Saxos Dänengeschichte, «die unter anderem Olriks dichterische Rekonstruktionen veranschaulichen»[23], und fünf Folkeviser bei. Heusler half dem Freunde bei der Übertragung von «Mädchens Morgenträume». Die Literaturhinweise des dänischen Originals gestaltete Ranisch zu kurzen Anmerkungen um und fügte ein Register bei. Von Olriks Buch erschien postum eine zweite Auflage (1927). Daraufhin zu erwartende Vorarbeiten zu einer dritten deutschen Ausgabe fanden sich nicht im Nachlaß.

2. «Eddamytologien» hieß ein kleiner Aufsatz Olriks, der bald nach seinem Tode 1917 in *Nordisk Tidskrift*, Stockholm, erschien. Darin stellt Olrik Aufgaben und Ergebnisse seiner mythologischen Forschungen dar, die er in Buchform zu veröffentlichen geplant hatte. Ranisch besorgte die Übersetzungen unter dem unveränderten Titel «Eddamythologie» in *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 21 (1918) und gab dem Aufsatz einen kurzen Nachruf bei[24].

[22] In Briefen an Liestøl – Kopien verdanke ich Aslak Liestøl (gest. 1981) – deutet Heusler auch andere Gründe an. «Die Hoffnung, dass er die Folkeviser fertig mache, hab ich ziemlich aufgegeben. Schade! Das Buch hätte erscheinen müssen, eh diese Arbeiten von de Vries *(Studiën over Færösche Balladen*, Haarlem 1915) und de Boor *(Die färöischen Lieder des Nibelungenzyklus*, Heidelberg 1918) kamen: dann hätte man sich Umwege erspart. [...] Ihm selbst ist der Verzicht auf diese Edition bitter geworden, umso mehr als helfende Arbeit von Ihnen und Anderen drin steckt!» (6. Juni 1920). Am 16. September 1934 heißt es: «Und ich glaube, *wenn* er mal damit zu Rande käme, brächte ihm dies höhern Lebensmut, würde ihm manche Mucken vertreiben. Er leidet nicht an übertriebenem Ehrgeiz, aber – je nun, er hat sich Jahrzehnte lang aufstauen müssen; da wärs ihm einfach physisch ein Levamen, wenn er endlich mal was auf den Tisch legen könnt. Als er vor 3 1/2 Jahren frei wurde, dacht ich nicht anders, als dasz nun der Sigurd svein an die Reihe käme» (16. Sept. 1934).

[23] Heusler, *Kleine Schriften* I, S. 641.

[24] Ausführlich der Nekrolog Heuslers, *Kleine Schriften* I, S. 626–642. Heusler setzt sich am Ende des Briefes vom 7. Okt. 1917 kritisch mit Olriks Aufsatz und Buchplan auseinander.

3. Axel Olriks Ragnarök-Abhandlungen (I/II, 1902/1913) vereinigte Ranisch in seiner Übertragung *Ragnarök. Die Sagen vom Weltuntergang* (1922). Den ersten Teil hatte Ranisch 1904 rezensiert. Da er Olrik persönlich gekannt hat, stand ihm sein Handexemplar und das handschriftliche Material für die Übersetzung zur Verfügung. Im Vorwort gibt er eine lebendige Schilderung von Olriks Leben und Werk. Die deutsche Übersetzung von *Ragnarök* war bereits 1908 mit dem Verleger Otto Winter, der auch das *Nordische Geistesleben* übernommen hatte, vereinbart. Aber der zweite Teil des dänischen Originals erschien erst 1913 bzw. 1914, und die Übertragung wurde durch den 1. Weltkrieg und die folgenden schweren Jahre weiter verzögert. Schließlich mußte Ranisch noch zum Verlag Walter de Gruyter wechseln, um das Buch überhaupt erscheinen lassen zu können. Verlegerbriefe und die freundschaftlichen Briefe Olriks[25] geben ein eindrucksvolles Zeugnis von der Entstehung der deutschen Übersetzung.

Heusler schrieb in seinem Nachruf auf Axel Olrik:

> Für die germanische Mythenforschung ist ‹Ragnarok› eines der wichtigsten Bücher überhaupt, eine wahre Schule religionsgeschichtlicher Methode. Zum Glück steht eine deutsche Ausgabe beider Teile in Aussicht: schon vor Jahren hat Ranisch die Übertragung auf sich genommen und unter Olriks Anteilnahme, mit Einarbeitung von Nachträgen und mit Revision der Quellenstellen, dem Abschluß nahegebracht. Diese Verdeutschung wird also das Olriksche Werk, das bisher in zwei weit getrennten Jahrgängen (1902 und 1913) zweier dänischer Zeitschriften vorlag, als Einheit und als Text letzter Hand darbieten. Dem Andenken Axel Olriks wird damit ein Denkmal gesetzt nach dem sachlichen Sinne des unvergesslichen Toten[26].

Wie Heusler hat auch Ranisch als Übersetzer an der Sammlung Thule mitgearbeitet. Gemeinsam mit Walther Heinrich Vogt[27] übernahm er den Band XI: *Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland* (1921).

Von Ranisch sind die drei ersten Sagas übersetzt worden (die Geschichte von Glum, die Geschichte des Ljot von Felden und die Geschichte der Leute aus Lautersee). Die knappe, ausgefeilte Sprache gibt ein treues Bild vom Sagastil und läßt die wortkargen Gestalten natürlich hervortreten. Die schwierige Wiedergabe der Strophen gelang ihm in Wort und Form.

[25] Heusler am 1. April 1917: «Du hast ja einen imponierenden Vorrat von Olrikbriefen». Die Olrik-Briefe hat mir Frau Helga Pistorius gütigerweise überlassen. Vermehrt um die Kopien von Ranischs Briefen an Axel Olrik, die ich der Freundlichkeit Iørn Piøs von Dansk Folkemindesamling verdanke, befinden sie sich jetzt im «Nachlaß Ranisch» auf der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen.

[26] Heusler, *Kleine Schriften* I, S. 641 f.

[27] Neben Ranisch wird häufig Frank Fischer genannt. Er sollte mitarbeiten, fiel aber 1914, und Vogt erhielt dann diese Aufgabe.

Ranisch in Göttingen

Nach der Pensionierung[28] übersiedelte Ranisch 1931 (vgl. Briefe vom 15. März und 3. Mai 1931) nach Göttingen und nahm dort gelehrten und geselligen Verkehr auf: mit dem Freunde Emil Sieg, mit Edward Schröder, Karl Brandi sowie vielen anderen, die zumeist in Heuslers Briefen aus den 30er Jahren namentlich begegnen und häufig auch charakterisiert werden (z. B. E. Schröder am 23. Juli 1937). Schon bald gehörte Ranisch dem «Trampelclub» an (vgl. 11. Okt. und 6. Dez. 1931), einer Vereinigung Göttinger Universitätslehrer zum Zwecke allwöchentlicher Wanderungen. Es bedeutete schon eine Auszeichnung, dazugebeten zu werden; denn – so heißt es – wichtige Fakultätsentscheidungen (Berufungen u. ä.) wurden dort vorbereitet. Auch mit Gustav Neckel, der 1935 nach Göttingen zwangsversetzt wurde (vgl. 22. Okt. 1935)[29], hat Ranisch wohl Heusler zuliebe eine nahe Verbindung (vgl. 19. Jan. 1936) hergestellt und häufig über den Zustand des Kranken berichtet[30]. Wenn Ranisch immer «das Glimpflichste» mitteilt, so erklärt sich das Heusler (21. Juni 1936) z. T. daraus, «dasz eure ruhige und echt humane Art wohltätig auf ihn wirkt». Im Jahre 1937 wurde Neckel wieder nach Berlin zurückgerufen (vgl. 28. Jan. 1938).

Im Sommer 1937 beging die Universität Göttingen die Feier ihres 200jährigen Bestehens (vgl. 23. Juli 1937). Es war dies eine nationalsozialistische Veranstaltung der «gesäuberten» Georgia Augusta[31].

[28] Lt. Schulchronik (wie Anm. 1) Ostern 1930, den Briefen nach erst 1931 (vgl. 27. Jan. 1931).

[29] Vgl. Fritz Paul, *Fünfzig Jahre Skandinavistik in Göttingen*, Göttingen 1985, S. 7ff. Die möglichen Gründe führt Heusler («relata refero») im Brief vom 18. Dez. 1934 (vgl. 9. Nov. 1935) und im Brief vom 10. März 1935 an. Eine dritte Version, angeblicher Plagiatsvorwurf, wird im Brief vom 25. Okt. 1935 erwähnt. Am 28. Okt. 1935 hat Heusler die im Brief vom 10. März angeführte Version bestätigt bekommen: «wegen der Denunziation durch jenen Prüfling habe man Neckeln abgesetzt».

[30] Aus den Jahren 1935/36 wurden zahlreiche Briefe, in denen über den Fall Neckel räsoniert und spekuliert wird, fortgelassen. Übrigens hat Ranisch abgelehnt, über angeblich germanische Gegenstände Vorträge zu halten, anders als Neckel, über den er sich in dieser Hinsicht abfällig äußerte, wie sich Frau Pistorius erinnert. Ranisch nahm auch nicht Heuslers Anregung auf: «kann nicht dein Doepler-Ranisch zu Ehren kommen? Hol ihn doch aus der Versenkung hervor! Die Bilder erlägen vielleicht der ‹Säuberung›, und den Text, dem würdest du einige neue Lichter aufsetzen. Dann brächte dich dieses Glaubenswerk in hohe Achtung ... überlegs dir!» (Brief vom 23. Okt. 1937).

[31] Mit dem Vermerk «Zur 200-Jahrfeier der Georg-August-Universität zu Göttingen» erschien 1937 (bei Stalling in Oldenburg – Berlin) *Volk und Hochschule im Umbruch* hrsg. v. A. Schürmann. Nur der in den Briefen erwähnte Friedrich Neumann gehörte zu den Vortragenden, deren «Willen zur Mitarbeit am geistigen Umbruch unseres Volkes aus der Kraft echter Gemeinschaft» sich das Buch verdankt (Vorwort). Vgl. die meines Wissens erste kritische Darstellung *Georgia Augusta. Universität im 3. Reich (= politikon. göttinger studentenzeitschrift für niedersachsen* nr. 9, 1965).

Ranischs politische Anschauungen stimmten durchaus mit dem «neuen Geist» überein. Noch 1917 (Brief vom 10. Juni) erinnert sich Heusler «an alte Äusserungen von dir, die in kritischer Schärfe dem deutschen Volkstum gegenüber weiter gehn, als was ich unterschriebe». Weiter heißt es:

> nach dem Gesamteindruck, den ich von dir habe, rechne ich dich mit JSchultz zu den ganz Wenigen unter meinen Bekannten, die mir als chemisch frei von Chauvinismus gelten [...] Deine Briefe aus der Kriegszeit zeigen mir auch nicht, dass in dir eine Evo- oder Revolution in diesen Dingen erfolgt wäre.

Auf der anderen Seite gibt es – vielleicht nur ironisch gemeinte – Fragen Heuslers wie diese: «Pflegt Olga Verwundete[32], und du hältst Kriegsreden an die deutsche Nation?» (28. Aug. 1914) oder: «Bist du eigentlich Vaterlandspartei? – Ich würde dir drob meine Freundschaft nicht künden» (15. Febr. 1918).

Die Briefe seit Ausbruch des 1. Weltkrieges ergehen sich häufig in Betrachtungen zur Weltlage, die Heusler selbst «als laienhafte Vermutungen und Bekenntnisse» charakterisiert. Im gleichen Zusammenhang stellt er fest: «Du bist, mehr als andre, mimosenhaft empfindlich gegen Kannegiesserei. Ich

Dort (S. 27) ist abgedruckt das «Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat». Zu den Unterzeichnern gehören u.a. H. Fuchs, J. Hempel, E. Hermann, Alfred Hübner, L. Morsbach, F. Neumann, H. Plischke, E. Schröder, E. Sieg, H. Thiersch, L. Wolff – alles Namen, die in den Briefen genannt werden. Es geht bei ihrer Anführung nicht darum, irgendeine Schuldzuweisung oder moralische Verurteilung vorzunehmen, sondern schlicht darum, die politische Gesinnung der mit Ranisch verkehrenden Personen und die damit auf ihn gegebenen Einwirkungsmöglichkeiten zu bezeichnen. Es darf nicht die «Bekundung kollegial-menschlicher Verbundenheit» vergessen werden, die aus dem Brief Prof. Edward Schröders an den verfemten Kollegen Prof. Georg Misch spricht: «Göttingen, 9. 3. 35 – Lieber Herr Kollege! ‹Ich kenne aus meinem Gebiet keine Arbeiten, die in germanisches resp. deutsches Wesen und Geistesleben der mittleren Zeit tiefer und wärmer hineinleuchten wie die Abhandlungen von Misch über die isländische Saga und Wolframs Parzival.› – So ungefähr habe ich mich vor etwa einer Woche zu den Kollegen Hartmann und Plischke geäußert. Ich zögerte heute, es Ihnen persönlich zu wiederholen: um Sie nicht zu einer uns beiden unbequemen Dankesäußerung zu veranlassen – und auch, um es Ihnen lieber schriftlich zu geben. Es wäre ja immerhin möglich, daß sie sich einmal darauf berufen könnten oder möchten. – Mit freundschaftlichem Gruß Ihr Edward Schröder.» (Ulrich Popplow, Die Machtergreifung in Augenzeugenberichten. Göttingen 1932–1935, in: *Göttinger Jahrbuch* 1977, S. 174f.). Vgl. zuletzt: *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Das verdrängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte.* Hrsg. v. H. Becker, H.- J. Dahms, C. Wegeler, München 1987, darin besonders: Ulrich Hunger, Germanistik zwischen Geistesgeschichte und «völkischer Wissenschaft»: Das Seminar für deutsche Philologie im Dritten Reich, S. 272–297.

[32] Es handelt sich um ein Mißverständnis: Olga arbeitete beim Roten Kreuz mit und schrieb Adressen in kyrillischer Schrift für Personen, die Angehörige in russischer Kriegsgefangenschaft hatten.

respektiere das – so sehr, dass es mir bei dir schwerer wird, über die Weltlage zu sprechen» (27. Okt. 1918). Der Höhepunkt liegt in den resignativen, ja verzweifelten Klagen vom 21. Nov. 1918 (vgl. 8. Juli 1919). Wenn es nach langer Briefpause am 12. März 1919 heißt: «Es freut mich, dass wir uns so nahe stehn in der Weltstimmung. Man steht nicht allen so nahe», dann dürfte Ranisch Heuslers Untergangsstimmung geteilt haben.

In einem erhaltenen Konzept mit Fragen zu *Ragnarök*[33] schreibt Ranisch: «von unserer politischen Lage schreib ich nichts. Sie ist ja so traurig, daß man sich bemühen muß, nicht daran zu denken, um überhaupt noch arbeitsfähig zu sein». Und noch einmal Heusler (5. Okt. 1929): «Ich habe seit 1914 keine Weltbruderstimmung mehr, am wenigsten gegen gewisse Völker ... Um so mehr bewundr ich deine gelassene oder staatsmännische Ruhe, womit du dir das alles ansahst».

Es fällt schwer, aus solchen Hinweisen einen politischen Standort zu rekonstruieren.

Den Nationalsozialisten gegenüber verhielt sich Ranisch anfangs «zustimmend und bewundernd, wenn auch nicht jubelnd», so zitiert Heusler (4. Juni 1933)[34] aus einem Brief Ranischs. Wenig später (8. Juli 1933) wiederholt Heusler diese Einschätzung: «du hast von Anfang an eine mittlere Stellung bezogen: jubiliert hast du nicht. Auch jetzt lese ich aus deinen wohlerwogenen Worten gewisse Hintergründe ... versuche sie herauszulesen...". Zu Ende 1933 (16. Dez.) steht Ranisch neben anderen für Heusler «im rechten Flügel, im bejahenden». Auf Ranischs offenbar wohlwollende Beurteilung «von Deutschlands inneren Zuständen» im Frühjahr 1935 repliziert Heusler, die Emeritierten lebten auf Inseln des Friedens: «wenn man euch hört, nimmt sich alles so hirtenhaft lieblich aus ... ich sage dir, Junge, bei den Anderen bläst es aus ganz anderer Tonart» (26. Mai 1935).

Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Albaniplatz in Göttingen[35], an der Universitätslehrer teilgenommen und Hetzreden gehalten haben, hat Ranisch wohl nicht erwähnt, Heusler jedenfalls geht darauf nicht ein[36]. Dagegen hat Ranisch durchaus kritisch über die «Göttinger Universitätsverhältnisse» geschrieben, in dem Sinn wie Heuslers alter Schüler, Walther Kienast, unter die «Räder der Partei» gekommen war (6. Apr. 1936). Zynisch

[33] Die Datierung ist unsicher. Das Konzept könnte aufgrund von Hinweisen, die eine Beantwortung von Fragebögen festhalten, in die Jahre 1917 oder 1919 gehören.

[34] In diesem Brief äußert sich Heusler zu Hitler: «Er ist jedenfalls ein Führer, ein großer Volksführer, ein Volksbegeistrer. Naumann fand, Hitler hätten wir künftig neben Luther, Friedrich d. Gr. und Bismarck zu nennen. Als Begeistrer wenigstens wird er diese drei noch übertreffen».

[35] Albrecht Schöne, *Göttinger Bücherverbrennung*. Rede am 10. Mai 1983: Zur Erinnerung an die ‹Aktion wider den undeutschen Geist› (Göttinger Universitätsreden 70), Göttingen 1983. Erste Hinweise im *politikon* (wie Anm. 31) S. 11 f.

[36] Frau Pistorius vermutet, daß Ranisch wegen der Briefzensur die Bücherverbrennung (und andere Vorfälle wie die sog. Reichskristallnacht) nicht erwähnt habe. Ranisch sei jedoch darüber sehr empört gewesen.

nimmt es sich aus, wenn Heusler solche Fälle unter dem Stichwort «Kulturabbau» klassifiziert und in demselben Brief bemerkt:

> Aber du weiszt, ich nehme diese Dinge nicht tragisch: es kann Lagen geben, wo man die sogen. idealen Seiten zurückschiebt: für 10 Jährchen, auch 20. Wenn ihr einmal ganz frei nach auszen dasteht, könnt ihr wieder alte Kulturfäden aufnehmen. Man darf nicht zu akademisch-vornehmtuerisch sein!

Eine politische Diskussion wird im Brief vom 21. Juni 1936 faßbar. Zur Frage,

> wie Deutschland stehe, so kann ich nur wieder sagen: eure Lage bessert sich von Semester zu Semester. Was verlangst du denn eigentlich? Gibst du auch nicht zu, dasz diese sozialistische Regierung in Frankreich nebst den groszen Streiks ein Gewinnposten war für euch? – Was du über Polen sagst (‹geheimer Krieg› ...), gibt mir zu denken, denn du hast da ja mehr Witterung als Unsereiner. Bis zur Gespensterfurcht steigert es sich bei dir, wenn du daran denkst, England verlange vielleicht vom Reich die ‹Aktion› , das Rheinland oder Danzig und Ostpreuszen an Frankreich ‹herzugeben› . Oder war das ein grausamer Scherz? Deine ‹bewundernde Verehrung› für Adolf Hitler scheint mir ein wenig substanzlos, wenn du ihm nicht einmal zutraust, dasz er Ostpreußen beim Reich erhalte. Nein, da trau ich ihm doch besseres zu.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1936 muß sich Ranischs politische Einstellung entschieden gewandelt haben[37], eine «Häutung» hat stattgefunden, auf die Heusler zweimal mit spürbarer Distanz eingeht: «Ist dir bewuszt, *wie* tief deine Häutung gegriffen hat? Als du dir, 2 Jahre mögens her sein, einen Ruck gabst und dich auf das zweidimensionale Sehen einstelltest ...» (23. Aug. 1938). Kurz zuvor hatte er es im Gegensatz zu seiner eigenen Einstellung noch ausführlicher formuliert:

> Die Tatsache, dasz du es fertig gebracht hast, dich so in den neuen Geist herüberzuhäuten, würdige ich als gewichtiges Item. [...] Du bist unter meinen Nahestehenden der einzige, dem diese Wandelung geglückt ist. Dein Urteil über deine andersdenkenden Landsleute dürfte ich nicht nachsprechen, und ich kann mir nicht helfen, diese Worte klingen mir wie eine Stimme vom Jahr 33: ich kann sie nicht in Beziehung bringen zu den Wahrnehmungen der letzten Monate, die bei mir leider eine Wende der zeitgeschichtlichen Stimmung bewirkt haben (24. Juli 1938).

Letzte Arbeiten

In der Göttinger Zeit widmete sich Ranisch wieder intensiv seiner wissenschaftlichen Arbeit. 1932 erscheint die Besprechung in Aufsatzform «Deutsche Islandforschung», mit der die stattliche Reihe seiner Rezensionen seit 1889 abschließt[38]. Möglicherweise hat hierzu Heuslers Überlegung (18. Dez.

[37] Im Zuge dieser Wandlung findet auch eine Annäherung des gläubigen Ranisch, evangelischen Bekenntnisses, an die Deutschen Christen statt (23. Okt. 1937, vgl. zu den Deutschen Christen 26. Mai 1935). Vgl. zur politischen Situation in Göttingen Ulrich Popplow, Die Machtergreifung in Augenzeugenberichten (wie Anm. 31), S. 157 – 186, bes. S. 184f.

[38] Die im Starkað-Aufsatz angekündigte Rezension von Schneiders *Germanische Heldensage* (vgl. auch Brief vom 7. Juli 1935) hat Ranisch nicht veröffentlicht (vgl. 23. April 1936).

1934) beigetragen: «ob du besser tätest, künftig keine Pflichtarbeiten mehr zu übernehmen, also auch keine Rezensionen».

Hermann Schneiders *Germanische Heldensage* (1928 – 1934) regte Ranisch zu zwei Aufsätzen an. Darin wird der Hauptteil von Schneiders Ausführungen über die «Nordgermanische Heldensage», die ältere (Hrolf kraki) und jüngere (Starkað) Skjöldungensage einer Kritik unterworfen und eine Deutung danebengestellt, die sich im großen mehr an ältere, vielfach eigene Forschungen anschließt und auch briefliche Einwände Heuslers aufnimmt.

Zu der in «Die Dichtung von Starkað» (1935) vorgetragenen Sagenentwicklung bemerkt Heusler (12. Aug. 1935):

> Fein ist auch dein Starkad, mein Alter. Wie fix das geht. Plötzlich. Die Behutsamkeit, die Zartheit deiner Hand tut wohl nach den Zugriffen Schneiders, die doch meist etwas Suffisantes, Gewaltsames haben. Wie nett du über manches von Schneiders Behauptungen einfach schweigend weggleitest! – Erlösend wirkte auf mich die ruhige Sicherheit, wie du den Vikar abtrennst von der großen Starkadarvita. In der Tat, eine eigene Konzeption; verträgt sich nicht mit der andern; liesze sich nicht als tháttr in die große Vita einfügen. Auch über Áli froekni sagst du mir Erleuchtendes. (Weiszt du noch, wie wir einst scherzten über diesen Rätselhaften? Nun hast du ihn seines Rätsels ziemlich entkleidet.) Anfangs wollt ich nicht glauben, dasz die Ála saga eine Einheit für sich gebildet hätte. Aber du magst doch Recht haben ... Nur sträub ich mich, mir um 1200 eine offenbar stattliche Starkadar saga zu denken *ohne den Tod des Helden*; mitten im Leben Starkads abbrechend. Bei der Vikars saga wär das anders (ich kann das hier nicht ausführen). Was man deinem Aufsatz vorwerfen könnte, wäre, dasz er gewisse sich aufdrängende Fragen unberührt läszt. Aber das war mit seiner Entstehung gegeben. Es fehlt das eigentlich Geschichtliche (ich meine: Genetische, Evolutive) und damit die Fragen nach dem Wo und Wann. Oder fandest du hierin Schneider abschlieszend? (Vgl. auch Brief vom 13. Nov. 1935).

Mit dem gewichtigeren Beitrag «Die Dichtung von Hrolf kraki» (1936) versucht Ranisch, dem «kühnen Bau» Schneiders einen «eigenen Versuch einer Geschichte der Hrolfssage» entgegenzustellen. Diesmal geht Heusler sehr ausführlich auf die neue Arbeit ein:

> Dein Rolf ist ein würdiger Zwilling zum Starkad [...] Meine Trauer, dasz deine Kritik Schneiders zusammengeschrumpft sei, ist z. T. beschwichtigt: es stecken in diesem 2ten Aufsatz, mehr als im ersten, Zurechtweisungen Schneiders [...] In der groszen Mehrzahl der Punkte überzeugst du mich, ich möchte sagen spielend. Wiederholt wundr ich mich, dasz ich es anders ansehen konnte; dasz ich mich von Schneider konnte irre machen lassen. So beim Eingang der Bjarkamál ‹Dagr er upp kominn› . Wie ruhig und klar du da die verschiedenen Fassungen auseinander legst! [...] Es scheint also wirklich, zur Annahme einer ‹Groszen› Hrólfs saga haben wir keinen Grund [...] Nicht alles hab ich schon im einzelnen nachprüfen können ... du legst solche Goldschmiedearbeit vor, ein rasches Hinlesen genügt nicht (28. Jan. 1936, vgl. insgesamt auch Brief vom 14. Dez. 1937).

Bis zuletzt hat Ranisch von weiteren Arbeiten gesprochen[39]. Im Nachlaß

[39] Heusler bemerkt in seinem letzten Brief vom 10. Jan. 1940: «Es ist fabelhaft [...] was du noch fertig bringst: dieser Vierseiter, perlend geschrieben, so klar und lesbar

befand sich noch ein handschriftliches Manuskript[40] eines Aufsatzes, «Das Hengestlied», mit dem Ranisch zeigen wollte, «daß es möglich ist, den Kampf auf der Finnsburg, den Fall des Dänenkönigs Hnæf und die Blutrache Hengests dem Inhalt und ein wenig auch der Form nach wiederherzustellen und als Heldenlied zu kennzeichnen». Selbst dieser letzte Aufsatz weist noch auf einen weiteren Plan. So wollte er an anderer Stelle nachweisen, daß die *-leif*-Namen der Skjǫldungensage ein junger Einschub seien und von einem Schreiber herrührten, «der die Königsreihe der Skjǫldunge gleichlang machen wollte wie die der Ynglingasaga».

Mehr als Heusler blieb Ranisch von den Gebrechen des Alters verschont: «Deine Gesundheit ist von der unerschütterlichen Art, dasz man selten von ihr zu sprechen hat» (17. Juni 1938, vgl. 13. April 1938).

Heuslers letzter *erhaltener* Brief datiert vom 10. Jan. 1940. Die letzte Nachricht bringt eine von Heuslers Haushälterin, Frau Burkhardt, geschriebene Karte, die vom schlechten Zustand des Kranken berichtet (23. Febr. 1940)[41].

1944 wurde Ranischs Sohn Edward als vermißt gemeldet (Kessel von Guben), am 6. Oktober 1944 starb Olga Ranisch, Wilhelm Ranisch verschied am 10. Mai 1945.

Heusler hat gegen Ende seines Lebens mehrfach das wissenschaftliche Verhältnis beider reflektiert (vgl. schon 19. Febr. 1920). Gegen Ranischs Bezeichnung als seinen Lehrer protestiert er:

> Du bist ein Satiriker von Rang, mein Alter, dasz du meinen Namen neben Müllenhoff und Olrik nennst und mich als deinen ‹Lehrer› aufführst! Só gut ist denn mein Gedächtnis noch, dasz ich weisz: all die Jahre, wo du noch richtig mit den nordischen Studien zusammenhingst, sagen wir bis zur Jahrhundertwende, warst du mir stets ein paar Pferdelängen voraus; ich empfing die Anregungen von dir, nicht umgekehrt. Hast du mich doch auch auf Olrik hingedrängt! Ich war eben schon damals eine Schlafmütze, ohne den geschätzten Raketensatz im After ... Darüber liesze sich ein langes Liedlein singen! (21. Dez. 1938).

Und lapidar stellt Heusler am 2. März 1939 fest:

> Aber darin kannst du mir beistimmen: unsre Betriebsamkeit fiel zeitlich merkwürdig aus einander. Bis zum neuen Jahrhundert, genauer bis 1901, hattest du die tête und ich war dein eptirbátr [«Beiboot»]. Dann kamen 30 Jahre, wo du dich deinem Schulamt zuwandtest und es bei mir etwas dicker tröpfelte. Seit deiner Uebersiedelung nach Göttingen sind die Rollen wieder vertauscht.

Ohne diese Äußerungen müßte man sich eher der Auffassung Ranischs anschließen.

wie vor 20 Jahren! [...] das machen dir wenige nach». Es ist fraglich, ob es sich dabei um einen Brief oder ein Manuskript handelt.

40 Wolfgang Krause hat es mir vor etwa 20 Jahren zugänglich gemacht.

41 In dieser Karte ist von einem zweiten Schlaganfall die Rede. Erhalten blieb ein rückgesandter Brief Ranischs an Heusler vom 29. Febr. 1940, in dem eine (verschollene) Karte Heuslers vom 10. Febr. 1940 mit der Krankheitsmeldung erwähnt ist.

Im April 1909 besuchte Heusler Ranisch in Osnabrück «und da fanden wir, wir könnten etwas Schönheit trinken, und besuchten Antwerpen, Gent und Brügge»[42]. Das Brügge-Erlebnis wirkte nach (vgl. 27. Okt. 1918). Noch am 10. März 1935 erinnert sich Heusler:

> Deine Gedanken darüber, zu welchem Endzweck wir eigentlich arbeiten, sind unanfechtbar. Sie erinnern mich an einen Moment in Brügge ... ich könnte fast noch die Stelle auf der Strasze bezeichnen, wo es sich zutrug! Wir ventilierten auch selbige Frage, und da sagtest du, mit frischem Ausholen deiner Glieder: ‹Nun man will doch seine Arme rühren!› (darum bleibt man nicht müszig.) Mir machte das, wie du siehst, Eindruck ... schier weckte es ein wenig Neid in mir. Ich sagte mir leise: ach ja, so sollte es sein! warum spür *ich* nie diesen Drang, die Arme zu rühren? – Ehrlich gesagt, mein Wunschbild ist: Gehn ist besser als Laufen, Stehn ist besser als Gehn, ... Liegen ist besser als Sitzen! Ich glaube die Weisheit gewisser Tropenbewohner.

Kurz vor seinem Tode schrieb Ranisch sich diese Worte in ein persönliche Mitteilungen enthaltendes Oktavheftchen – mit genauer Quellenangabe – ab. Die über mehr als 50 Jahre währende treue Freundschaft zu dem überragenden Andreas Heusler hat dem bescheidenen Gelehrtenleben Wilhelm Ranischs Glanz und Dauer verliehen.

[42] Heusler an Thalbitzer am 16. Mai 1909 (Salfinger, wie Anm. 13, S. 50).